

Zeitschrift: Bulletin suisse de linguistique appliquée / VALS-ASLA
Herausgeber: Vereinigung für Angewandte Linguistik in der Schweiz = Association suisse de linguistique appliquée
Band: - (2020)
Heft: 111: Les interactions en langues romanes : études multimodales = Le interazioni in lingue romanze : studi multimodali = Interactions in Romance languages : multimodal studies

Buchbesprechung: Rezension

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezension

Elmiger, D. (2019).

Deutsch undeutlich. Eine Begriffsreise durch die vielfältige deutsche Sprache in der Schweiz.

Bern: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften.

Jenisch, Patois, Schwyzertütsch, Amtssprache, Welsche ... – Bezeichnungen von Sprachen, Varietäten und ihren SprecherInnen eröffnen eine Vielfalt linguistischer und soziologischer Fragestellungen, denn diese Bezeichnungen beziehen sich auf Dimensionen, die für die Erklärung sprachlicher Variation herangezogen werden: räumlich, funktional, sozial und historisch. Dies ist unabhängig davon, ob es sich um linguistische (Beispiel *Standardsprache*) oder (auch) Alltagssprachliche Bezeichnungen handelt (Beispiel *Hochdeutsch*), ob es Fremdbezeichnungen (Beispiel *boche*) oder (auch) Eigenbezeichnungen sind (Beispiel *Zürichdeutsch*). Je nachdem, ob man die Sprache, die in den USA primär verwendet wird, mit *Englisch*, *amerikanisches Englisch* oder *Amerikanisch* bezeichnet – vgl. den Hinweis "aus dem Amerikanischen übersetzt" in der Titelei übersetzter Bücher –, zieht man die räumlichen Grenzen jeweils anders und drückt damit unterschiedliche Konzepte von *Sprache* und *Varietät* aus. Auf dramatischere Art drücken Sprachbezeichnungen soziopolitische Sichtweisen in Regionen aus, in denen um den Sprachenfrieden gerungen wird, wie schon Goebel 1979 am Begriff *Okzitanisch* und vielen weiteren Beispielen der Romania aufzeigte. Umbenennungen von Sprachen und Varietäten könnten den falschen Eindruck erwecken, dass Sprachen und Varietäten verschwinden, wie Mühlhäusler 2006 es für den pazifischen Raum nachweist. Mit Sprachennamen können Grenzen gezogen werden, Grenzen zwischen politischen Einheiten, Grenzen zwischen verbotenen und verordneten, zwischen akzeptablen und unakzeptablen Sprachen, zwischen Sprachen und Dialekten (Mühlhäusler 2006: 30). Dabei macht es einen grossen Unterschied für die Differenziertheit von Sprachbezeichnungen, ob in der Diversität ein Störfaktor oder etwas Schützenswertes gesehen wird. Dies trifft auch im Falle der Deutschschweiz zu, wenn natürlich auch weit weniger dramatisch als in Regionen, in denen politische Konflikte sprachpolitisch ausgetragen werden.

Für seinen gleichermassen informativen wie vergnüglichen Rundgang durch den sprachlichen Begriffsgarten fokussiert Daniel Elmiger in seinem Bändchen "Deutsch undeutlich" auf die Deutschschweiz. Er versammelt rund 85 Begriffe, die er, ganz geleitet von seinen eigenen Interessen als Westschweizer Sprachwissenschaftler mit Deutschschweizer Hintergrund, in unterschiedlicher

Ausführlichkeit und mit unterschiedlichen Schwerpunkten erklärt und mit zahlreichen Verweisen miteinander vernetzt. Die Erklärungen zeichnen ein facettenreiches Bild der besonderen Sprachsituation in der Deutschschweiz, wo *Standarddeutsch* (von DeutschschweizerInnen oft *Hochdeutsch* oder *Schriftdeutsch* genannt) vorwiegend als Schriftsprache und mündlich vor allem in formellen, öffentlichen Situationen verwendet wird sowie gegenüber NichtdialektsprecherInnen, während von SprecherInnen aller sozialen Gruppen und Bildungsschichten im Alltag ein lokaler *Dialekt* (auch *Mundart* oder *Schweizerdeutsch* genannt) gesprochen wird (Schmidlin & Franceschini 2019: 1014).

So fehlen denn in Elmigers Begriffssammlung die "üblichen Verdächtigen" wie etwa *Dialekt*, *Mundart*, *Schriftdeutsch*, *Schweizer Hochdeutsch*, *Standardsprache* ebenso wenig wie *Diglossie* oder *Bilingualismus*. Geschickt bringt der Autor in manchen Begriffserklärungen wichtige soziolinguistische Diskussionen unter, wie etwa die unentschiedene Frage, ob es sich beim Nebeneinander von Standardsprache und Dialekt um Zweisprachigkeit handelt oder nicht. Der erfahrene Linguistikdozent zeigt sich auch dort, wo, wie im Falle von *Bauerndeutsch*, erwähnt wird, wie bestimmte Varietätenbezeichnungen der heutigen Realität nicht mehr entsprechen. Historische Einblicke in die Deutschschweizer Sprachgeschichte gelingen Elmiger anhand der Begriffe *Kanzleisprache*, *diutsch*, *theodiscus*. Die allermeisten Stichworteinträge betreffen Bezeichnungen für das Deutsche sowohl aus der Eigenperspektive als auch aus der Perspektive der anderen Landessprachen, hier, biografisch bedingt, mit einem Fokus auf die französische Perspektive. Vereinzelt werden Bezeichnungen für SprecherInnen aufgeführt (Beispiel *toto*) und theoretische Begriffe aus der Linguistik (Beispiel *Mehrsprachigkeit*). Mit etwas geheimnisvoll anmutenden Symbolen werden die Stichworteinträge nach Kategorien markiert. Dieses System hat sich der Rezensentin nicht ganz erschlossen. Falls beispielsweise mit "X" die eher fachsprachlichen (Beispiel *Kanzleisprache*), mit "V" die eher allgemeinsprachlichen Bezeichnungen markiert worden sind (Beispiel *Baseldeutsch*), stellt sich die Frage, weshalb *Muttersprache* ein "X", *Alemannisch* hingegen ein "V" bekommt.

Nicht die Gebräuchlichkeit und Belegbarkeit von Bezeichnungen ist bei der Auswahl der Einträge im Vordergrund gestanden, sondern, wie der Autor selbst erklärt (S. 13), seine eigenen Interessen. Entsprechend wird auch nicht ausgewiesen, ob bestimmte Quellen systematisch ausgewertet worden sind. Dies führt zu einem grossen Spektrum zwischen linguistisch einschlägigen Begriffen wie *Standarddeutsch* und randständigen, kaum belegbaren Begriffen wie *Gäggelideutsch*, *Deuglisch*, *Freutsch* oder dem "Gotthelfismus" *Mordiodeutsch*, die aber nicht minder interessante Einsichten in die Sichtweise auf Sprachen und Varietäten in der Deutschschweiz erlauben. Dennoch wird sich der eine Leser oder die andere Leserin fragen, warum *Bolz* und *Mattenänglisch* fehlen. Nicht nur die Begriffswahl, sondern auch die

Schwerpunkte in ihren Erklärungen sind nicht systematisch. Beim *Jiddischen* erfährt man, dass es keine staatliche Förderung bekommt, beim *Jenischen* stehen hingegen die Herkunft der Bezeichnung und die Struktur der Sprache selbst im Fokus. *Diutsch*, die mittelhochdeutsche Bezeichnung für *Deutsch*, bekommt einen Hinweis auf die Aussprache ('düütsch'), bei der romanischen Bezeichnung *tudestg* vermisst man eine solche.

Sollte es eine zweite Auflage geben, gälte es, einzelne Einträge zu korrigieren. *Tussle* oder *dussle* (S. 47) bezeichnet nicht etwa die Redeweise von *Üsserschwizern*, sondern die Redeweise der Deutschwalliser mit andersdialektalen Deutschschweizern. Samnaun, die einzige Deutschschweizer Gemeinde, wo nicht Alemannisch, sondern Bairisch gesprochen wird, liegt nicht im Nordosten der Schweiz, sondern im Nordosten Graubündens (S. 60). Nicht ganz konsistent wird der Begriff *Variante* verwendet – zuweilen auch im Sinne von *Varietät*. Im Eintrag *Doytsh* (S. 29) fehlt der Hinweis, dass es sich bei der Schreibung *ish kahn noor VAY-nig-eh VOR-teh doytsh SHPREH-khen* um eine Hilfestellung für *englischsprachige* medizinische Fachpersonen handelt.

Mit einem feinen Gespür für breit interessierende linguistische Fragestellungen hat Daniel Elmiger die Stationen auf seiner "Begriffsreise durch die vielfältige deutsche Sprache in der Schweiz" ausgewählt. Sein Glossar macht sichtbar, wie Sprachbezeichnungen konstruiert sind, indem sie etwa auf geografische Räume, topographische Begebenheiten, soziale Gruppen aus der Innen- oder Aussenperspektive Bezug nehmen. In angenehm zu lesendem Duktus gelingt es dem Autor, die Sprach- und Varietätenbezeichnungen nicht nur zu erklären, sondern der Leserschaft einige weitreichende soziale Dimensionen sprachlicher Variation näherzubringen. Dabei nutzt er an einzelnen Stellen elegant und nie oberlehrerhaft die Gelegenheit, weit verbreitete Irrtümer richtigzustellen, etwa denjenigen, dass Dialekte keine Grammatik hätten, oder überrascht mit dem Eintrag *Deutsch / Schweizerdeutsch in Gebärdensprache*. So erfährt man, dass bei der Gebärde für *Schweizerdeutsch* zuerst mit Daumen und Zeigefinger auf Höhe des Herzens ein Kreuz skizziert wird und sodann, mit dem über der Stirn ausgestreckten Zeigefinger, die Pickelhaube, was *Deutsch* bedeutet.

LITERATUR

- Christen, H. (2019). Vorwort. In D. Elmiger (Hg.), *Deutsch undeutlich. Eine Begriffsgeschichte durch die vielfältige deutsche Sprache in der Schweiz* (pp. 9-10). Bern: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften.
- Goebel, H. (1979). Glottonymie, Glottotomie und Schizoglossie. Drei sprachpolitisch bedeutsame Begriffe. *Ladinia* 3, 7-38.
- Goldstein, D. (2019). Handliches Glossar zur Vielfalt des Deutschen in der Schweiz. *Sprachspiegel Heft* 2, 56.

- Mühlhäusler, P. (2006). Naming and Maintaining Languages in Papua New Guinea. In D. Cunningham, D.E. Ingram, K. Sumbuk (Hgg.), *Language Diversity in the Pacific. Endagerment and Survival* (pp. 24-39). Clevedon, Buffalo: Multilingual Matters.
- Schmidlin, R. & R. Franceschini (2019). Komplexe Überdachung I: Schweiz. In J. Herrgen, J.E. Schmidt (Hgg.), *Sprache und Raum. Ein internationales Handbuch der Sprachvariation. Band 4: Deutsch. Unter Mitarbeit von Hanna Fischer und Brigitte Ganswindt* (pp. 1012-1038). Berlin, Boston: De Gruyter Mouton.

Regula Schmidlin

Universität Freiburg, Departement für Germanistik

regula.schmidlin@unifr.ch

Rezension

Hauser, S., Luginbühl, M. & Tienken, S. (Hgg.) (2019).
Mediale Emotionskulturen.
Bern: Peter Lang.

Angesichts auffallend emotionaler und emotionalisierender Kommunikation, die sich z.B. im öffentlichen Display früher tabuisierter Emotionen oder in Beiträgen zu politischen oder anderen sozialen Diskursen zeigt und die sich bis zu berühmt-berüchtigten medialen Phänomenen wie Shit- oder Candystorms steigern kann, stellt der von Hauser, Luginbühl und Tienken herausgegebene Sammelband¹ einen wichtigen und hochaktuellen Beitrag zur Diskussion über die mediale Prägung kommunikativer Prozesse und darauf basierender kultureller Formationen durch die bzw. in den – nicht mehr gar so – neuen Medien dar. Den Herausgeber*innen zufolge ist es das Ziel des Bandes, der Herausbildung dieser zurzeit beobachtbaren Emotionskultur, verstanden als "[...] eine intensivierte, aber z.T. auch qualitativ neuartige Ausgestaltung von emotional geprägten und emotional prägenden Praktiken", nachzugehen sowie einen medienlinguistischen Fokus auf deren mediale Ausformungen zu legen (vgl. S. 11). Dabei liegt der Schwerpunkt auf kommunikativen Praktiken, die ausschließlich oder zumindest zu einem wesentlichen Teil an das Internet gebunden und folglich durch dessen Affordanzen geprägt sind bzw. die als eine Konsequenz veränderter medialer Bedingungen betrachtet werden können. Alle Beiträge teilen trotz durchaus unterschiedlicher inhaltlicher Ausrichtungen und methodischer Vorgehensweisen die für den Band grundlegende "medienlinguistische Makroperspektive" (S. 14) – zuweilen erweitert zu einer mediensemiotischen, um die Multimodalität analysierter Kommunikationsformen zu berücksichtigen.

Der erste Beitrag, von **Georg Albert**, ist eine lexikologische Analyse der für die Thematik des Bandes zentralen Wörter *Emotion* und *emotional*, wobei zunächst die differenzierte Bezeichnung von Emotionen mittels Ausdrücken wie *Affekt*, *Gefühl* oder eben *Emotion* in wissenschaftlichen, z.B. psychologischen, evolutionsbiologischen, aber auch sprach- und kulturwissenschaftlichen Diskursen und die damit einhergehenden Definitionsversuche diskutiert werden (S. 19-26). In der darauffolgenden Analyse der Verwendung des Lexems *Emotion* in Alltagssprachlichen Forenkommentaren (zur Anne-Will-Talkshow) zeigt Albert, welche der wissenschaftlichen Begriffsprägungen sich zumindest in diesem Bereich der Alltagskommunikation widerspiegeln und wie als negativ

¹ Der Band beruht offenbar – ein diesbezüglicher Hinweis fehlt – auf einem im Rahmen der Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik (GAL) vom September 2016 in Koblenz abgehaltenen Symposium mit dem beinahe gleichlautenden Titel: "Mediale Emotionskultur(en)".

beurteilte Aspekte von Emotionalität herangezogen werden, um z.B. den Vorwurf der Niveaulosigkeit der Diskussionssendung zu begründen (S. 32-33) oder um dort vertretene Positionen rhetorisch abzuwerten, ohne sich inhaltlich mit ihnen auseinandersetzen zu müssen (S. 34). Dies sei, wie schlüssig argumentiert wird, ein Beleg dafür, dass *Emotion* und *emotional* ob ihrer teilweise auch negativen Konnotation im Gegensatz zu *Gefühl* auch für negative Kommentierungen verwendet werden können (S. 30).

Das Thema des nächsten Beitrags, nämlich der emotionale Wert der Handschrift könnte vielleicht aufgrund der Zunahme computervermittelter Kommunikation auf den ersten Blick von geringerer Aktualität und Relevanz zu sein scheinen, **Andy Gredig** gelingt es aber, in seinen "kulturanalytischen Überlegungen" (S. 39) bzw. mittels einer kultursemiotischen Analyse theoretisch fundiert und auf eine spannende Weise aufzuzeigen, in welchen Domänen – nämlich in der Liebes- und in der Trauerkommunikation – die Handschrift mehr oder weniger noch immer als authentischeres und damit vorzuziehendes Mittel zum Ausdruck von Emotionen sozial gefordert oder zumindest erwünscht ist, weil sie in Schriftkommunikation quasi als Äquivalent zu mündliche Kommunikation begleitenden Körpersymptomen angesehen werde (S. 52). Dass es auch in diesem Punkt zurzeit zu einem Wandel des Medien- und Zeichengebrauchs und im Zuge dessen zu einem der entsprechenden Emotionskulturen komme, sei jedoch laut Gredig festzustellen und z.B. daran zu erkennen, dass ein Liebesgeständnis per WhatsApp längst schon angemessen sei (S. 53).

Hans-Jürgen Bucher und **Christof Barth** betonen den Handlungscharakter von Emotionalisierungen (S. 62) im Kontext politischer Kommunikation und beschreiben sie folgerichtig als "performative Diskurspraktiken" (S. 76), deren Zweck als kommunikative Argumentationsstrategie in der Stützung ideologischer Rahmungen und der Diskurssteuerung (S. 68) bestehe. Am Beispiel eines Facebook-Eintrags der AfD und der dazu geposteten Kommentare wird aufgezeigt, wie Emotionalisierungsspiralen ausgelöst werden, um einerseits eine sachlichen Deliberation förderliche ad-rem-Ausrichtung eines Diskurses durch eine ad-hominem-Ausrichtung zu ersetzen und andererseits unter Ausnutzung von Echokammer-Effekten eine emotionale Homophilie zu generieren (S. 72f.). Die abschließende Feststellung, dass Emotionalisierungen auch "sehr rationale Mittel der politischen Kommunikation" (S. 77) sein können, scheint doch etwas überspitzt. Der Forderung der Autoren, den Dualismus von Deliberation und Emotion aufzuweichen, ist hingegen voll und ganz zuzustimmen.

In ihrem Beitrag thematisiert **Sylvia Jaki** multimodale Strategien der Emotionalisierung, Dramatisierung und Personalisierung in TV-Wissensdokus, deren Ziel es sei, das Publikum auf einer affektiven Ebene anzusprechen (S. 83). Sie analysiert und vergleicht exemplarisch historische bzw. archäologische

Dokus der BBC und des ZDF zu Themen wie Stonehenge oder Atlantis, in denen z.B. durch das Reenactment historischer oder wohl öfter hypothetisch imaginierten Szenen oder durch personalisierende Darstellung der archäologischen Forschung (S. 88) Spannung erzeugt wird. Aus mediensemiotischer Sicht besonders interessant ist Jakis Erläuterung des Zusammenspiels und der jeweiligen Funktionalisierung der Hauptmodi Text, Bild, Musik und Geräusch, wenn auch das erste der detailliert analysierten Beispiele, eine Szene zu Kannibalismus in Knossos, etwas abstoßend wirkt (S. 93-98) – was aber gerade Jakis Feststellung, den Einsatz emotionalisierender Strategien betreffend, bestätigt.

Daniel Pfurtscheller wendet sich in seinem Beitrag ebenfalls einer multimodalen Kommunikationsform zu: Er analysiert emotionalisierende Praktiken in nachrichtenbezogenen Videoblogs, wobei ihm als Beispiel der YouTube-Kanal von LeFloid dient, der durch ein Interview mit Angela Merkel auch außerhalb seiner eigentlichen Community zu größerer Bekanntheit gelangt ist. Die dabei aufgezeigten Praktiken dienen, so Pfurtscheller, unter anderem der "Herstellung von (emotionaler) Nähe" und haben eine die Adressat*innen "involvierende Funktion" (S. 123). Neben anderen Verfahren spielen, wie anhand der Beispielanalyse klar belegt wird, der Titel und das Thumbnail-Bild, mittels derer das Video in die Online-Umgebung eingebettet wird, eine besonders wichtige Rolle (S. 118f.). In Form eines "multimodalen Teasermoduls" (S. 118) fungieren sie einerseits als Clickbait, andererseits als vorab emotionalisierendes Framing (S. 127).

Konstanze Marx betrachtet das mediale Phänomen ‚Shitstorm‘ als Symptom einer Emotionskultur (S. 136), das zwar primär durch eine überwiegend negative Kommentierung von Personen oder Institutionen auf Online-Plattformen entstehe, sich aber erst durch eine boulevardjournalistische Berichterstattung darüber konstituiere, welche aus aufmerksamkeits-ökonomischen Gründen ein Interesse daran habe, das Negative an Diskursprozessen hervorzuheben, diese als Shitstorms zu etikettieren und damit zu skandalisieren (S. 147). Wie Marx überzeugend argumentiert, gefährde diese Fokussierung auf hochaggressive Kommentare die Debattenkultur, indem berechtigt kritische Kommentare in den Hintergrund gerückt und zugleich als Teil des Shitstorms abgewertet und als emotionalisiert und irrational gebrandmarkt werden (S. 149). Auf diese Weise partizipiere die Boulevardpresse an einer dem Web 2.0 inhärenten Emotionskultur, verstärke diese darüber hinaus aber noch durch die Art ihrer Berichterstattung (S. 150f.).

Der korpuslinguistisch ausgerichtete Beitrag von **Simon Meier** befasst sich mit dem *Mitfiebern*, d.h. der intensiven emotionalen Beteiligung an Fußballspielen, die sich als mediatisierte emotionale Kommunikationspraktik in (Männer-) Fußball-Livetickern und Livetweets zeigt. Aus der trotz des eingeschränkten Rahmens eines Beitrags in einem Sammelband detaillierten Untersuchung

sollen hier nur exemplarisch die Analyse emotionsausdrückender Elemente in Livetickern wie die Konstruktion *wie x ist das denn* oder das ausdifferenzierte, bildhafte und expressive Vokabular zur Bezeichnung von Torschüssen (S. 162-166) und das Aufzeigen der Vielstimmigkeit von Livetweet-Timelines, verursacht durch eine Vielfalt an daran beteiligten Akteurstypen (S. 167-172), herausgegriffen werden. Mit der Beobachtung, dass die Redaktionen von Livetickern ihre Pflicht zur neutralistischen Darstellung dadurch umgehen können, dass sie Timelines mit subjektiveren und emotionaleren Livetweets von Fans neben ihren Liveticker stellen und so in ihre Liveberichterstattung integrieren können, schließt der – auch für den Nicht-so-sehr-Fußballfan – spannende Beitrag (S. 174).

Karina Frick konstatiert in ihrem Beitrag einen fundamentalen Wandel in der Trauerkultur, der sich darin zeige, dass heutzutage offenbar vermehrt das Bedürfnis bestehe, "das als privat reklamierte Trauergefühl im (teil-)öffentlichen Raum des Webs zu teilen und auf diese Weise ein digitales Andenken zu schaffen" (S. 180). Als Beispiel für diese Herausbildung einer veränderten Emotionskultur analysiert sie das kollektive Online-Trauern um prominente Personen, konkret den Schauspieler Götz George, auf Twitter und unter anderem die Verwendung des Hashtags *#RIP*, aber auch von *#scheiße* in diesem Zusammenhang. Besonders interessant ist auch die abschließend von der Autorin gestellte Frage, inwieweit es sich bei solchen Tweets immer um einen genuinen Ausdruck von Trauer handle oder doch vielmehr um eine Trauerinszenierung (S. 196f.).

Den den Band beschließenden Beitrag widmet **Sandra Reimann** der Emotionskultur und den damit in Verbindung stehenden Kommunikationspraktiken auf der Selbsthilfeplattform für Userinnen mit Essstörungen www.hungrig-online.de. Speziell beschreibt sie, wie und mit welcher (emotionalisierenden) Funktion graphematische Mittel wie die Mehrfachschreibung – ein gebräuchlicherer Ausdruck dafür wäre vielleicht Buchstabeniteration – von Vokalen (S. 207) oder die Großschreibung ganzer Wörter oder Sätze (z.B.: *ES HAT GEKLAPPT!*) zur Hervorhebung (S. 208) eingesetzt werden oder wie Emoticons der Visualisierung von Emotionen dienen (S. 211-214). Besonders beachtenswert ist der abschließende Verweis der Autorin auf die Notwendigkeit einer interdisziplinären Zusammenarbeit mit Medizin und Psychologie, bei der die Sprachwissenschaft einen Beitrag zur Beurteilung individueller Krankheitsverläufe leisten könne (S. 215).

Wenn auch die Darstellung in den einzelnen Beiträgen unterschiedlich kompakt sein mag, so sind doch alle wohl argumentiert. Aus diesem Grund sollen auch nicht einzelne Beiträge auf die eine oder andere Art hervorgehoben werden, da alle mit Gewinn zu lesen sind. Das besonders positiv zu Bewertende an diesem Band ist jedoch, dass alle Beiträge gemeinsam ein vielfältiges Panorama neuer oder doch zumindest signifikant veränderter emotionaler und

emotionalisierender Kommunikationspraktiken und der Emergenz im Kontext gegenwärtig sich entwickelnder Mediensysteme geprägter Emotionskulturen liefern. Der Sammelband ist daher allen, die sich von Themenstellungen einzelner Beiträge angesprochen fühlen, insgesamt aber auch allen medienlinguistisch und mediensemiotisch sowie zugleich sprach- wie auch kulturwissenschaftlich an aktuellen Entwicklungen des Kommunizierens von Emotionen Interessierten uneingeschränkt zu empfehlen.

Georg Weidacher

Karl-Franzens-Universität Graz, Institut für Germanistik

georg.weidacher@uni-graz.at